

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. Westgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die jährige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Aannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Das Reichskolonialamt verbreitet eine Tartarennachricht über die Meuteleien eingeborener Arbeiter in Deutsch-Südwestafrika.

Bei einem schweren Brandunglück in Berlin kamen sieben Personen in den Flammen um.

In der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag sind in der Nord- und Ostsee zahlreiche Fahrzeuge gestrandet und viele Menschen ums Leben gekommen.

Die französische Regierung geht weiter rigoros gegen die ausländischen Eisenbahner vor.

Ein Orkan auf der Insel Kuba zerstörte zwei Städte, wobei zahlreiche Menschen umgekommen sein sollen.

Die Verseuchung des Westens.

Leipzig, 15. Oktober.

II.

Wie der Brief größeren Kreisen im Zentrum bekannt und schließlich auch der liberalen Presse zugänglich wurde, ist unschwer zu erraten. Schon wochenlang, bevor das Berliner Tageblatt ihn veröffentlichte, hatte die national-liberale Kölnische Zeitung wenigstens von einzelnen Partien des Briefs Kenntnis. Ja, sogar an den Papst in Rom hatten sich die Leute um Roeren-Erzberger mit ihren Beschwerden gegen die „Interkonfessionellen“ gewandt, wie die Kölnische Volkszeitung in ihrer Mittagsausgabe vom 10. Oktober mit den Worten andeutet: „Hat sich diese mißbräuchliche Hereinziehung der kirchlichen Autorität doch sogar auch an den heiligen Stuhl herangewagt.“ Es ist begreiflich, daß die Köln-M.-Gladbacher über das rücksichtslose Vorgehen ihrer Gegner erbittert wurden und nun ebenfalls gehörig vom Leder zogen. In einer Dortmunder Zentrumsversammlung gebrauchte der schlesische Reichstagsabgeordnete Graf Praschma in Beziehung auf die Schopen und Genossen Ausdrücke wie: Gemeinheit, Fehlonie und Verräterei. Der Vorsitzende der Versammlung aber, der bekannte Zentrumsverleger Lenzing, zog noch viel schärfer vom Leder. Er führte nach dem Bericht des von ihm herausgegebenen Dort-

munder Zentrumsblattes Tremonia in einer Schlußrede aus:

Ich spreche im Sinne der ganzen Versammlung und vieler Tausender treuer Kämpfer des Zentrums unseres gewaltigen Industriebezirks, wenn ich dem Herrn Reichstagsabgeordneten Grafen Praschma folgendes erkläre: Sagen Sie den kirchlichen Behörden, daß das treue katholische Volk in der tiefsten Seele erbittert ist über gewisse Marodeure in unsern Reihen, welche da unsere in jahrelangen Arbeiten festgestellten Organisationsen zu zerstören trachten. Unsere Arbeiter gehören zum großen Teil den christlichen Gewerkschaften an. Wir bedenken nicht mit unserm Schilde jedes Wort, das mal ein christlicher Gewerkschaftsführer gesprochen hat, aber wir sprechen aus, daß diese Gewerkschaften die geeignete Form seien, in welcher die auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehenden Arbeiter sich zur Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen zusammenschließen. Wir erachten den Volksverein für das katholische Deutschland, diese Schöpfung Windthorst's, so wie er ist, für eine so notwendige und vortreffliche Einrichtung, daß wir nichts an seiner Organisation geändert zu sehen wünschen, wir sind endlich so stolz auf das Zentrum, seinen Charakter und seine Führer, daß wir es geradezu für eine Fehlonie halten, immer wieder mit abgetanen Doktorfragen den Anhängern des Zentrums die Freude an demselben nehmen zu wollen. Das Zentrum ist, was es ist oder es ist nicht. (Stürmischer Beifall.) Es muß mit diesen Marodeuren im eigenen Lager endlich ein Ende gemacht werden. Ich spreche es offen aus, was Hunderttausende denken, denn es geht ein Schrei der Entrüstung durch unsere Reihen, daß es Leute gibt bei uns, welche durch Verhöhnungen aller Art nach oben hin zu wirken und die festgestellten Organisationen der deutschen Katholiken zur Freude der Gegner zu unterwühlen suchen, welche nicht davor zurückschrecken, als „liberalen“ Presse aufzutreten. Wir bitten Sie, Herr Graf, auch gegenüber der bischöflichen Behörde Ihrer Diözese diesen unsern Wunsch zur Geltung zu bringen. (Stürmischer Beifall.) Niemals war das Zentrum so stark als jetzt, niemals waren wir so froher Hoffnung, die Früchte jahrelanger Arbeit zu ernten. Mit Behmut gedente ich in diesem Augenblicke des Nachrufes des hochwürdigsten Kardinals Ropp am Grabe Windthorst's: „Schlafe wohl, du auer und getreuer Führer, wir wollen die Einigkeit hochhalten, die du uns gelehrt hast.“ (Beifall.) Woblan denn, halten wir hoch die Fahne des Zentrums. Das Zentrum lebe hoch, hoch!

Diese in ihrer ganzen Bedeutung damals — die Rede wurde am 25. September gehalten — nur dem Eingeweihten verständlichen Worte richteten sich in der schärfsten Form wider den Schreiber des Verdammungsbriefes gegen den „verseuchten Westen“, den Kardinal Ropp. Wurde darin doch in versteckter Form dem Fürstbischof

der Vorwurf gemacht, daß er mit den Zerstörern des Zentrums an einem Strange ziehe und sein eigenes Bersprechen am Grabe Windthorst's, die Einigkeit hochzuhalten, jetzt mißachte. Dieser Vorgang war so unerhört in der Geschichte des Zentrums, daß nicht nur der Graf Praschma mit einer Erklärung in der schlesischen Volkszeitung von Lenzing abrückte, sondern auch die Germania in den schärfsten Tönen gegen diesen losstieß. Sie nahm die „Konfessionellen“ energisch gegen den Vorwurf der „Fehlonie“ und des „Marodeur“tums in Schutz und protestierte energisch dagegen, „auch nur den äußeren Schein einer Erschütterung der Autorität unserer kirchlichen Oberhirten zu erwecken, als ob man zu einem Kritiker ihrer Worte und Taten berufen sei, als ob man ihnen Vorwürfe in der Öffentlichkeit machen dürfe, wie dem ersten besten Laien, als ob man offene und versteckte Angriffe gegen die Bischofe oder gegen ein einzelnes Mitglied des Episkopats richten könne, um sie gewissermaßen zur Verantwortung zu ziehen. Das wird das katholische Volk niemals zulassen dürfen, ohne sich selbst und seinen katholischen Glauben zu verleugnen. Und darum ist es gebieterische Pflicht, gegen jeden Versuch einer Herabsetzung des Vertrauens in die kirchlichen Autoritäten und selbst gegen den Schein eines solchen Versuches entschiedener Verwahrung einzulegen. Dem katholischen Empfinden widerstrebt es allgemein — nicht nur im „Ghetto-Katholizismus“, wie ein katholisches Blatt sich neulich wenig geschmackvoll ausdrückte —, wenn in einer öffentlichen Versammlung oder in der Presse vor aller Öffentlichkeit der Episkopat über ein einzelnes Mitglied desselben gewissermaßen „koramiert“ oder gar in Anklagezustand versetzt wird, wie es in der letzten Zeit leider vorgekommen ist.“ Und sie bezeichnete als Pflicht jedes echten Katholiken:

Treu zu Rom, treu zum Papst, treu zum Episkopat, das ist, wie wir gestern sagten, für uns Katholiken die Forderung des Tages, welche die offenen und versteckten Angriffe der Gegner gegen die Kirche und auch gewisse antiklerikalisierende Bestrebungen in andern Kreisen uns allen zur Pflicht machen. Papst und Bischöfe sind die uns von Gott gesetzten Autoritäten, sie sind unsere Führer auf dem Wege des Heils, sie haben zu bestimmen, was katholisch ist, und wie das, was sich katholisch nennen will, unbedingt beschaffen sein muß. Ueber diese für ewige Zeiten feststehende Wahrheit kann sich kein Katholik hinwegsetzen. Und wie wir als Mitglieder der Zentrumspartei keine politischen Marodeure dulden werden, so können wir noch viel weniger eine Fehlonie auf kirchlichem Gebiete zulassen. Mit unserm katho-

Auf in die Versammlungen gegen Polizeiwirtschaft und Buchthauskurs!

Seuilleton.

Der Uebergang.

Roman von J. J. David.

9) Nachdruck verboten.

An diesem Tage hatte Frau Kathi Mayer die letzte Ueberraschung erlebt, die ihr Mann ihr noch bereiten konnte. Und dennoch war sie bereits der Meinung gewesen, ihn ganz und durchaus zu kennen.

Sie hatten so viel miteinander durchgemacht! Nur nichts von der Art, das Menschen einander näher und innerlich unlösbar vereint. Denn in allem Ungemach, das sie so hartnäckig heimsuchte, und mit immer geschärfterem Auge erkannte sie seine und nur seine Schuld.

Was in ihr an Neigung gewesen, das war darüber gestorben. Und nichts war geblieben, nur ein zorniges Mitleiden mit einem nun einmal unverbesserlichen Menschen, dem man seine Streiche nicht einmal so recht nachtragen durfte. Denn er konnte in Gründe nichts für sich. Auch dies Klammchen erlosch nach der vollen Glut, die seine Warnung Erfahrener zu bändigen stark genug gewesen, von der sie einmal gehofft, sie und die Ihrigen würden sich durch das Leben daran wärmen können, es käme, was da wolle.

Sie hatte erst mit staunender Bewunderung, dann mit Empörung, endlich verzagt und trostlos, wie etwas Unbegreifliches, doch Notwendiges mitangesehen, wie alles mißriet, das er unternahm. Geschäfte, die anderen, um nichts Klügeren, denn es fehlte ihm keineswegs am Verstande, guten Nutzen abwarfen, die endigten bei ihnen regelmäßig mit erheblichem Schaden. Warum nur?

Ja, ihr Franzl hatte die Zeit nicht, ihnen nachzugehen. Und er vergaß die wichtigste Abrede, wenn seine Billard- oder Kartenpartie gar zu interessant war. Vergaß daran, wie an den Tod, und machte sich hernach die bittersten Vorwürfe, daß er ihr anfangs ordentlich leid tat, und faßte die besten Vorsätze, für die sie bald genug nur eine Antwort hatte: „Nimm dir nitz vor, Franzl; ist eh' gescheiter.“

So hatte er die guten und lohnenden Vertretungen verloren, die man ihm vordem als Angehörigen einer angesehenen und weitverzweigten Familie und als im Besitz mancher wertvollen Verbindungen gern übertrug. Und in der Frau erwachte eine heftige Sehnsucht: eine feste Stellung sollte er annehmen, damit man wisse, was man habe, damit man sich danach einrichten könne. Hatte sie erst die Decke, das Strecken danach wollte sie schon besorgen. Es mußte nicht einmal gar zu knapp bemessen werden: denn sie verdiente doch auch; und zwar ganz ausgiebig. Nur nicht so schrecklich viel freie Zeit für Bummeln und nichtsnutzige Einfälle sollte er haben.

Es war geglikt, ihn in einem Kaufhause unterzubringen. Sie armete auf; denn er war ja noch jung, und mit seiner Gewandtheit mußte er doch vorwärts kommen. Aber die Freude währte nicht lange. Nach wenigen Monaten trat er wieder aus. Die Ärzte hätten ihm die sitzende Lebensweise verboten, wurde erzählt. Frau Kathi Mayer wußte das besser, und eine heimliche Verachtung, ja ein Widerwille regte sich in ihr, gedachte sie der Opfer, die sie bringen mußte, um mindestens den Namen der Familie rein zu halten. Und warum? Er war wieder nicht schlecht gewesen, nur schlampert und halt gefällig gegen seine Freunde. Der letzte Rest ihres eigenen Vermögens war daraufgegangen.

Nach jener Unterredung bezüglich des Adam und der Dienstmädchen machte sie sich zum erstenmal Vorwürfe darüber, daß sie also gehandelt, nicht lieber für sich und

die Kinder gerettet, was zu retten war, seinen Pfad nicht von dem ihrigen geschieden und ihn nicht hatte dahingehen lassen, wohin es ihn so offenbar und so unwiderstehlich zu ziehen schien.

Und nun begann dies Leben eines Agenten, das für einen schwachen Menschen das innerlich verderblichste ist. Da muß man in die Wirtschaftshäuser und in die Cafés, um herumzuhören, wo sich irgend etwas begibt und was zu verdienen wäre, um Bekanntschaften und Bruderschaften zu stiften, die einem vielleicht anderwärts nützen.

Man muß Schnurren ausheden und sich Spassettefen gefallen lassen, schmarrnen und es nur wieder springen lassen. Denn anders wird man nicht beliebt, und ein „öder Ding“ ist nirgends gut geklitten. Und so verwurftelt man immer mehr. Und man muß die Wurst nach der Speckseite werfen, etwas daraufgehen lassen, hat man verdient. Denn man will doch nicht „notig“ erscheinen.

Und dafür galt Franz Mayer nicht; durchaus nicht. Im Gegenteil, er war ein fester Geist, und man bedauerte ihn nur allgemein, daß er eine so engherzige Frau habe, die ihn an der Entfaltung seiner Gaben hemme. Das war aber einmal immer so gewesen, alle genolen Männer hatten böse Weiber.

Man wußte freilich von ihm, daß er niemals Wort hielt, als wenn es eine Landpartie oder sonst eine Hetz galt. Aber wen scherte eine kleine Charakterschwäche eines sonst vortrefflichen Mitbürgers etwas? In seinen Kreisen kam dadurch niemand zu Schaden. Da konnte man einander schon, empfangt jede Zusage mit geziemendem Vorbehalt und wußte sich demgemäß einzurichten. Endlich, unter ihnen war keiner viel anders und hatte also keiner ein Recht, mit ihm zu mauken oder Moral zu predigen. Und wenn er wirklich über seine Mittel lebte: „Ich werd' mir net 's Maul verbrennen. Franzl! zahlst ein' Doppelliter? Oder ein' Latern Wisamberger? Is gar gut und gar net teuer!“